

Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Band: 27 (1970)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: Fierz, Markus / Fueter, Eduard / Ackerknecht, Erwin H.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

1. PASQUAL JORDAN, *Albert Einstein*. 300 Seiten. Verlag Huber, Frauenfeld 1969. Fr. 24.80.

Der Name Albert Einstein ist auch heute noch, 15 Jahre nach seinem Tode, in weiten Kreisen bekannt. Man kennt Einstein als Schöpfer der Relativitätstheorie und glaubt zu wissen, daß diese Theorie wichtige naturphilosophische Folgen hat. Was diese Folgen seien, dürften jedoch die wenigsten genauer sagen können. Ferner glaubt man, daß die Formel $E = mc^2$ für das Verständnis der Atomenergie grundlegend sei. Schließlich hat jedermann eine Erinnerung an die eindrucksvollen, zerfurchten und von langen weißen Haaren umwehten Züge des Gelehrten, die zum Bilde eines Philosophen und Propheten passen: so ist Einstein zu einer mythischen Gestalt unserer Zeit geworden.

Ich glaube nicht, daß dieses weitverbreitete Bild Einsteins geradezu falsch sei. Man darf Einstein zu den Philosophen rechnen, und er kann sogar als Prophet betrachtet werden. Denn seine ungeheure Ausstrahlung ist nur verständlich, wenn man weiß, daß ihm seine Tätigkeit als Physiker immer auch ein religiöses Anliegen war. Und wie jeder Prophet, so war auch Einstein eine tragische Gestalt.

Gleichwohl wird man Einsteins Bedeutung nur gerecht werden, wenn man ihn zunächst als Gelehrten, als theoretischen Physiker, betrachtet. Den Physiker Einstein einem breiteren Publikum näher zu bringen, das ist die Aufgabe, die Pasqual Jordan in dem vorliegenden Buche sich gestellt hat. Die Aufgabe ist schwierig, denn Einsteins Arbeiten zur statistischen Mechanik und zur Quantentheorie, und seine spezielle und allgemeine Relativitätstheorie sind schwierig, aber für die moderne Physik grundlegend. Ihr Sinn und ihre Bedeutung wird darum nur dann klar, wenn man einen Begriff davon erhält, welches Gebäude auf diesen Grundlagen errichtet worden ist. Darum bietet das Buch Jordans keine leichte Lektüre. Jordan erwartet von seinem Leser Mitarbeit. Aber er ist ein Kenner seines Gegenstandes, und ich glaube, daß sich die Anstrengung, seinen Ausführungen zu folgen, lohnt.

In den ersten beiden Kapiteln seines Buches bespricht Jordan die Arbeiten Einsteins zur statistischen Mechanik, die ihn zur Entdeckung der Lichtquanten geführt haben. Daß Licht eine elektromagnetische Erscheinung ist, daß Lichtwellen elektromagnetische Wellen sind, das hat Maxwell vor beinahe hundert Jahren entdeckt. Einstein hat eine Theorie der statistischen Schwankungen auf das von Planck entdeckte Gesetz der Wärmestrahlung angewendet. So konnte er beweisen, daß Licht nicht nur eine Wellen-, sondern auch eine Teilchennatur besitzt. Zwanzig Jahre später hat de Broglie, im Anschluß an Einstein, gefunden, daß auch die Elektronen nicht nur als Teilchen, sondern auch als Wellen beschrieben werden müssen: das war der Weg zur Wellenmechanischen Quantentheorie, die heute die Atomtheorie beherrscht.

Im dritten und vierten Kapitel behandelt Jordan die Relativitätstheorie. Hier hat Jordan den Mut, den Leser auch mit nicht ganz einfachen mathematischen Sätzen und Formeln zu konfrontieren, die er aber überall sorgfältig und liebevoll erläutert. So wird es ihm möglich, auch die Einsteinsche Gravitationstheorie – die sogenannte allgemeine Relativitätstheorie – wenigstens im Umriß darzustellen. Er macht deutlich, daß die Frage: was ist die Geometrie des Raumes? eine physikalische, keine philosophische Frage ist. Und es zeigt, wie diese Frage beantwortet werden kann. Er geht auch ausführlich auf den Versuch Einsteins ein, eine «allgemeine Feldtheorie» zu schaffen, die Schwerkraft und Elektromagnetismus, ja überhaupt alle Naturkräfte einheitlich erfassen sollte. Dieser Versuch, den Einstein jahrzehntelang und bis zu seinem Tod beschäftigt hat, ist gescheitert und hat wohl scheitern müssen. Daß aber Einstein dies nicht einsehen konnte, daß er gleichzeitig die «Lösung des Quantenrätsels» durch die Wellenmechanik für unzureichend hielt, dies beides hängt innerlich eng zusammen. Zunächst ist es schwer verständlich, daß Einstein die Wellenmechanik als Lösung des Quantenrätsels abgelehnt hat: denn ihm sind ja erste, entscheidende Schritte zu dieser Theorie gelungen. Aber gerade diejenigen, die seine Überlegungen mit Erfolg ausgebaut haben, de Broglie und Schrödinger, teilten seine Ablehnung. So muß also diesem merkwürdigen Tatbestand doch eine besondere Geisteshaltung zugrunde liegen, die nicht nur Einstein allein eigen war.

Die beiden letzten Kapitel des Buches suchen nun eben diese Geisteshaltung zu ergründen. Bei Einstein jedenfalls lassen sich gedanklich Motive nachweisen, die sicherlich religiösen Charakter haben. Als Theoretiker glaubte Einstein die Gott-Natur im Sinne Spinozas zu erfassen. Diesem Glauben entspricht die allgemeine Feldtheorie, und zu ihm will die statistische Deutung der Quantentheorie – und das ist ihre einzig mögliche Deutung, dies war Einstein völlig klar – gar nicht passen.

Ich glaube, daß diese philosophisch-religiöse Geisteshaltung die treibende Kraft war, die Einstein zu seinen großen Entdeckungen trieb, die die Entwicklung der neueren theoretischen Physik wesentlich bestimmt haben. Aber solche Ideen überschreiten den Rahmen reiner Wissenschaft. Sie völlig in einem mathematisch-physikalischen Bild der Welt ausdrücken zu wollen, kann niemals glücken. Das vergebliche Bemühen Einsteins um eine allgemeine Feldtheorie war darum eine symbolische Handlung, ihm selber und seinen Zeitgenossen unverständlich, in der aber gleichwohl eine Idee ihren Ausdruck fand, die ihn erfüllte und die seiner erstaunlichen menschlichen Ausstrahlung zugrunde liegt.

Diese Gedanken sind mir bei der Lektüre des Jordanschen Buches aufgestiegen und mögen zeigen, daß Einstein und seine Gedankenwelt nur verstanden werden kann, wenn er zunächst als großer, schöpferischer Physiker gesehen wird. Dies zu ermöglichen ist das Anliegen von Jordans Buch, das alle diejenigen, die sich für die Entwicklung der Physik in unserem Jahrhundert interessieren, empfohlen sei.

Markus Fierz

2. G. J. WITHROW, *The Natural Philosophy of Time*. XII + 324 p. Thomas Nelson & Sons Ltd., London/Edinburg 1961.

Nachdem durch die Probleme der «Zeitumkehr» und der möglichen Asymmetrie der Zeit die «Naturgeschichte» der Zeit oder das Zeitproblem in der modernsten Physik wieder besonders aktuell geworden sind, wird man vorliegende kenntnisreiche und tiefgründende Darstellung sehr begrüßen. Sie hat seit ihrem Erscheinungsdatum* nichts an Bedeutung eingebüßt, was schon ihren hohen Wert erweist. Zudem stellt sie in mancher Hinsicht eine reife Lebensleistung dar.

Sie erwuchs aus der vielseitigen philosophischen, physikalischen, technischen und psychologischen Untersuchung des Zeitbegriffes und aus der Überzeugung, daß die Zeit nichts Vorgegebenes, sondern etwas zu Erforschendes sei, unter Zugrundelegung der geschichtlichen Entwicklung der «Theorie» und der Erfahrung der Zeit.

Grundsätzlich ist die Zeitbestimmung entweder ein fundamentaler Sachverhalt oder sie wird nach Möglichkeit «eliminiert». Im Mittelpunkt steht im ersten Fall das «Werden»: eine Vorstellung, für welche die Idee des Raumes kein Analogon bietet. Die Zeit ist daher stets dynamisch (wahrscheinlich ist es der Raum auch; doch hat man diesen Aspekt selten ernst genommen).

Die gegenwärtige Konzeption der Zeit ist überaus komplex; sie ist es, wie diese Untersuchung zeigt, noch weit mehr als auch das beste «Zeitbewußtsein» den Tatbestand realisiert; vor allem die «biologische Zeit», aber auch die «physikalische Zeit» mit ihren stets kürzeren Intervallen in der Elementarpartikel- oder Quarkphysik (bis zu einer «Zeitdauer» von 10^{-20} s oder noch weniger) sollten zum Nachdenken führen. Die «verflossene Zeit» in Physik und Biologie steht oft in einem sonderbaren «Verhältnis» zu historischen, also menschlichen Abläufen in der Vergangenheit zugeordneten, Perioden (übrigens ist das Thema «Zeit und Zeitalter in der Geschichte» eine der wenigen hier kaum berührten Aspekte).

Dagegen ist das Problem des «nun und jetzt», bzw. der «Gleichzeitigkeit», auch in der Einsteinschen Relativitätstheorie, sachgerecht erörtert, ebenso die «Kosmische Zeit» unter Annahme des sich ständig ausdehnenden Universums. Mit Recht wird darauf hingewiesen, ob es angeht, die – auch bei Einstein noch anzutreffende – Vorstellung der «Lokalzeit» mit der Vorstellung der Zeitidentität im expandierenden Weltall zu verwenden (S. 237/38), nachdem bereits de Sitter, Eddington, Hubble u. a. auf die Inkonsequenz hinwiesen, und bei Withrow richtig eingeordnet werden. Faszinierend wirkt ferner der vorangehende große Abschnitt über die «mathematische Zeit». Nur recht wenige Gelehrte wären imstande gewesen, ihn so klarsichtig und mit so umfassender historischer Quellenkenntnis zu schreiben; man denkt manchmal an die Leistungen von Hermann Weyl.

Eduard Fueter

* Sie kam dem Rezensenten erst vor Jahresfrist zur Besprechung zu.

3. GUIDO JÜTTNER, *Wilhelm Gratarolus – Benedikt Aretius*. Naturwissenschaftliche Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz im sechzehnten Jahrhundert. Inaugural-Dissertation. II + 347 Seiten. Marburg 1969.

Diese wohldokumentierte und methodisch gut gearbeitete Erstlingsschrift eines jungen deutschen Gelehrten, der am Institut für Geschichte der Pharmazie der Universität Marburg, unter Leitung von Professor Rudolf Schmitz zur Zeit tätig ist, sucht drei Themenkreise näher zu beleuchten: die Stellung der «Pharmazie» an den Hochschulen des 16. Jahrhunderts, die noch zu wenig gewürdigten Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz, besonders zu Zürich, und die Schilderung der Persönlichkeit bzw. der Leistungen des Mediziners Wilhelm Gratarolus, welcher von 1552 bis 1561 und nochmals von 1563 bis 1568 in Basel lebte. Zudem erfährt Benedikt Aretius (Benedict Marti), u. a. einer der Korrespondenten Konrad Geßners, besondere Aufmerksamkeit.

In der systematischen Durcharbeitung erfahren folgende Problemkreise die interessanteste Förderung: die (medizinischen) Bauten der damaligen Universität Marburg, die Rezeption der paracelsischen Werke und Vorstellungen, die – oft entscheidende – Einstellung maßgebender Theologen gegenüber der Arzneikunde (vor allem auch zugunsten der Förderung der Medizin durch die Theologen und hinsichtlich der Position Gratarolus' in theologischen Auseinandersetzungen). In der zuletzt genannten Fragestellung gelangen dem Verfasser bedeutsame Nuancierungen.

Gerne hätte man mehrere der genannten Persönlichkeiten in ihren Überzeugungen und Leistungen noch etwas nachdrücklicher herausgearbeitet gesehen, um so mehr, als es oft sehr großer Sachkenntnis bedarf, sie innerhalb der eher vernachlässigten Medizin-, Wissenschafts- und Geistesgeschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts voll zu würdigen. Doch bietet der Verfasser so viel an präziser Stoffdarstellung und bibliographischer Erfassung, daß dieser Wunsch für die Zukunft gegenüber der tüchtigen, eine Lücke ausfüllenden Darstellung zurücktritt. Sie ist um so willkommener, als sie auch der Kenntnis des Spät-humanismus und der vorwiegend protestantischen Theologie nach 1550 dient, ohne die Fachgeschichte, besonders der aufkommenden «Pharmazie» und die damalige Alchemie, zu vernachlässigen. Ein hübsches und aktuelles Gedenkblatt ist den Gesundheitsregeln des Gratarolus für Gelehrte und Beamte gewidmet (S. 211 ff.), obgleich es oft, von Boerhaave zu Recht kritisiert, absonderliche Ratschläge sind.

Eduard Fueter

4. Sir BASIL SCHONLAND, *The Atomists, 1805–1933*. X + 198 p. Oxford University Press, 1968.

Diese Darstellung bietet eine sehr kenntnisreiche und eindringende Geschichte der modernen Atomtheorie in ihrer «klassischen Epoche», d. h. von der grundlegenden Idee des englischen Chemikers Dalton bis zu den ausgereiften mathematischen Atommodellen um 1930, welche auch zu Voraussagen über die Exi-

stanz von Elementarpartikeln Anlaß gaben. Die oft sehr verschlungenen und vergessenen Wege, die zur immer bessern Erfassung der sogenannten «unteilbaren Grundstoffe» der Materie führten, sind hier mit britischer Meisterschaft in der anschaulichen Schilderung schwieriger Probleme aufgewiesen.

Nützlich wäre es wohl gewesen, die ernststen Vorbehalte oder die tiefen Zweifel an der Existenz von Atomen sowie deren Gründe durch den Physiker Ernst Mach und den Chemiker Wilhelm Ostwald am Ende des letzten Jahrhunderts herauszustellen wie auch die Untersuchungen von Johann Jakob Balmer einläßlicher zu erörtern. Das erste hätte die endgültige Begründung der «Atomhypothese» der nachfolgenden Generation bis auf Niels Bohr und den Zusammenhang mit der Quantenmechanik und Relativitätstheorie noch besser verstehen lassen; das zweite hätte den Hinweis erlaubt, daß in den späteren Arbeiten Balmer den Zusammenhang der in seiner Formel auftretenden Konstanten h mit der Rydberg-Konstanten sowie deren Bedeutung als Seriegrenze erkannt hat.

Andererseits ist besonders anzuerkennen, wie die Beiträge von Clausius und von Helmholtz, aber auch von Pauli und Heitler, zu ihrem Recht gelangen.

Insgesamt ist eine sehr wertvolle, lesbare Monographie über eines der «großen Kapitel» der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts entstanden.

Eduard Fueter

5. CHARLES CURY, *L'Hôtel-Dieu de Paris. Treize siècles de soins, d'enseignement et de recherche. L'expansion.* 180 Seiten. Paris 1969.

Professor Cury setzt erfreulicherweise seine medizinhistorische Tätigkeit fort. Dieses Mal hat er sich die so reiche Geschichte des Hôtel-Dieu in Paris als Gegenstand gewählt, ein Thema, das ihm besonders nahe liegt, da er ja am Hôtel-Dieu als Professor wirkt und schon sein Vater dort gelehrt und gearztet hat. Aber auch der, der keine so engen Bindungen zum Hôtel-Dieu hat, wird sich der Faszination dieses ältesten Pariser Spitals – es ist auch eines der ältesten Frankreichs – nicht entziehen können. Professor Cury beschäftigt sich erst mit der Baugeschichte des Hôtel-Dieu, in der es mehrere tiefe Zäsuren gibt. Das heutige Spital steht ja nicht mehr am Platz des alten. Dann wendet er sich der Lage der Kranken in einer Institution zu, die bis auf den heutigen Tag dem Schicksal der Überfüllung nicht hat entgehen können. Sehr wichtig ist natürlich auch die Geschichte der Verwaltung des Spitals vor und nach der Revolution und diejenige des Pflegepersonals. Die zweite Hälfte des Buches ist dann der glorreichen Geschichte der Ärzte des Hôtel-Dieu, insbesondere jener Größen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts von Desault bis Trousseau gewidmet, über die man gern einmal etwas Zusammenfassendes sieht. Das Buch ist voll wertvollen Materials, dabei sehr angenehm geschrieben. Besonderes Lob verdienen seine 130 Illustrationen, welche den Text aufs wertvollste ergänzen. So ist es dem Autor geglückt, auf relativ geringem Raum ein wertvolles Werk zu schaffen, das aufs wärmste empfohlen werden kann.

Erwin H. Ackerknecht

6. R.K.FRENCH. *Robert Whytt, the Soul and Medicine*. Publication of the Wellcome Institute of the History of Medicine, NS, vol. XVI. 182 p. London 1969. 45 s.

Whytts Beitrag zur Edinburger Medizin und zur Medizin des 18. Jahrhunderts im allgemeinen wird in steigendem Maße als wichtig und bedeutend empfunden. Es ist darum dankenswert, daß der Autor und das Wellcome Institute of the History of Medicine uns eine umfassende Würdigung Whytts bieten. Die erste Hälfte beschäftigt sich mit dem Leben und den einzelnen Beiträgen Whytts, besonders zur Frage des Blasensteins, der Meningitis, der «nervösen» Erkrankungen und der Nervenphysiologie. Die zweite Hälfte des Buchs beschäftigt sich mit seinem Konzept von der Seele. Der Autor zeigt die Herkunft des Konzepts, das nur teilweise von Stahl, teilweise aber aus anderen Quellen und aus eigenen Ideen hervorgegangen ist. Hallers Charakterisierung Whytts, welche solange das Bild der Nachwelt geformt hat, ist darum nicht ganz zutreffend. Ein lesenswertes Buch.

Erwin H. Ackerknecht

7. F.N.POYNTER (Ed.), *Medicine and Science in the 1860s*. Proceedings of the Sixth British Congress of the History of Medicine. Publication of the Wellcome Institute of the History of Medicine. NS, vol. XVI. 324 p. London 1968. 45 s.

Die 1860er Jahre stellen eine außerordentlich wichtige Etappe in der Geschichte der Medizin im allgemeinen und der Medizin in Großbritannien im besonderen dar. Durch 17 Beiträge von verschiedenen kompetenten Autoren wird ein ebenso vielseitiges wie eindruckliches Bild jener Dekade entworfen. Hauptsächlich behandelt werden die klinische Medizin, die Grundwissenschaften, die Chirurgie und die Sozialmedizin. Es ist bei derartigen Sammelbänden immer schwer, einzelne Beiträge in völliger Objektivität herauszuheben. Ich habe besonders profitiert von B.Towers Artikel über den Zusammenhang zwischen Darwinismus und Medizin, den von W.R.Lee über Arbeitsmedizin, den von Roy M.MacCload über Staatsmedizin, den von Ralph Schram über Westafrikanische öffentliche Gesundheitspflege und den von E.Gaskell über Medizinische Literatur. Dies soll aber in keiner Weise bedeuten, daß die anderen Beiträge nicht auch außerordentlich lesenswert sind.

Erwin H. Ackerknecht

8. FRIDOLF KUDLIEN, *Untersuchungen zu Aretaios von Kappadokien*. Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1963, Nr. 11. 86 Seiten. Mainz 1964.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts hat der Altphilologe MAX WELLMANN die Behauptung aufgestellt, der von den Medizinhistorikern so hoch geschätzte Aretaios habe frühestens im 2. Jahrhundert nach Christus gelebt; sein berühmtes Werk über die akuten und die chronischen Krankheiten habe er dem ARCHIGENES beschrieben, der um 100 n. Chr. wirkte und bei seinen Zeitgenossen großes An-

sehen genoß. Die Medizinhistoriker haben dieser These gegenüber eine gewisse Skepsis bewahrt (siehe S.15 der vorliegenden Schrift, Anm.1). Sie waren dabei gut beraten, wie sich jetzt zeigt; denn Kudlien beweist erneut die Originalität des Aretaios, der zur Zeit Neros (54–68) gelebt haben muß. In einem zweiten Kapitel bringt Kudlien zahlreiche Emendationen zum griechischen Text des Aretaios, woraus sich natürlich auch neue Hypothesen für die Interpretation ergeben. Der Autor – jetzt in Kiel tätig – hat seine Studie als Mitarbeiter des *Corpus Medicorum Graecorum* in Berlin (Ost) begonnen und als Assistent am (inzwischen anscheinend stillschweigend stillgelegten) Medizinhistorischen Institut der Universität Würzburg abgeschlossen. Es bleibt nur zu hoffen, daß er sein Versprechen, uns eine neue deutsche Übersetzung des Aretaios zu geben, bald wahr macht!

H. Koelbing

9. HELMUT FLASHAR, *Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike*. 145 Seiten. Walter de Gruyter, Berlin 1966. Broschiert DM 28,-.

Der deutsche Altphilologe Flashar hat mit dieser Monographie einen hervorragenden Beitrag zu der heute ja hoch im Kurs stehenden Geschichte der Psychiatrie geleistet, und nicht nur das: da der Begriff der Melancholie mit der antiken Säftelehre und dem Problem der psycho-physischen Korrelationen aufs engste verflochten ist, wird unsere Kenntnis des antiken medizinischen Denkens ganz allgemein durch diese Studie erweitert und in manchem präzisiert.

Flashar zeigt zunächst, wie im *Corpus Hippocraticum* der Begriff der schwarzen Galle erst allmählich seine Eigenständigkeit gewinnt. Ursprünglich ist bloß von einer schwarzen Verfärbung der Galle schlechthin die Rede, erst später wird die schwarze Galle als etwas Besonderes in den Kreis der vier Kardinalsäfte aufgenommen. Ein kräftiger Drang zum Systematisieren, ein «Systemtrieb», kommt in dieser Entwicklung zum Ausdruck (S. 41). Die Viersäftelehre stammt somit nicht von Hippokrates selbst, und erst Galen hat die vier Säfte ausdrücklich den vier Elementen zugeordnet (S.108 f.; siehe auch E. SCHÖNER, Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie, Beiheft 4 zu *Sudhoffs Arch. Gesch. Med.*, 1964).

Aus den sorgfältig untersuchten Einzelstellen des *Corpus Hippocraticum* hat Flashar ein «reiches und differenziertes Bild» von der psychischen Verfassung des Melancholikers gewonnen, das neben Angst und Trübsinn auch Zustände gesteigerter Erregung und Ekstase umfaßt (S. 46–49). Dieses Gesamtbild ist freilich aus oft weit auseinanderliegenden Elementen zusammengefügt, und es bleibt ungewiß, ob irgendeiner der hippokratischen Autoren die Melancholie je so gesehen hat. Wird hier die Sicht Flashars nicht schon etwas zu sehr von der peripatetischen Auffassung einer melancholischen Konstitution (S. 62–68) bestimmt, die mit hoher künstlerischer und intellektueller Begabung verbunden ist, aber auch zum Ausschwingen der Stimmungslage in die Extreme der Depression und der Manie disponiert und damit der *Zyklothymie* KRETSCHMERS sehr nahe kommt?

Bei DIOKLES hebt Flashar die Verbindung melancholischer Verstimmung mit Verdauungsstörungen hervor (S. 51), bei der schon erwähnten Schule des ARISTOTELES auch die Erkenntnis erhöhter Selbstmordgefährdung, bei ARETAIOS die scharfe klinische Beobachtung: hier findet sich zum erstenmal die Definition der Melancholie als einer Mutlosigkeit, die auf einer einzigen Wahnvorstellung beruht (S. 77) – also das «*délire exclusif*» PINELS, die «*monomanie*» ESQUIROLS. SORAN, der die Melancholie ohne humoralpathologische Begründung darstellt und durch seelische und geistige Einflüsse zu beheben sucht, wird gebührend gewürdigt. (Der Methodiker SORAN hat die Melancholie im allgemeinen auf eine zu große *Spannung* des Gewebes mit Verengung der hypothetischen Poren – *status strictus* – zurückgeführt, nicht – wie auf S. 82 irrtümlich mitgeteilt wird – auf Erschlaffung.)

Geradezu begeistert äußert sich Flashar über RUFUS. «Selbst die unvollständige Kenntnis der Schrift des Rufus» – wie Flashar sie aus den überlieferten griechischen, arabischen und lateinischen Bruchstücken mit großer Umsicht für sich rekonstruiert hat – «läßt das Urteil zu, daß Galens Abhandlung über die Melancholie ... durch Rufus weit in den Schatten gestellt wird» (S. 104). GALENS Leistung liegt einmal mehr in der Systematisierung des Vorgefundenen. Damit hat er u. a. auch die mittelalterliche, bis heute nachwirkende Doktrin der vier Temperamente vorbereitet.

Besonders verdienstvoll ist es, daß Flashar auch die nachgalenischen Autoren POSEIDONIOS (der nicht mit Ciceros Lehrer, dem Stoiker Poseidonios identifiziert werden darf, sondern erst im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte) und ALEXANDER von TRALLEIS in seine Untersuchung einbezieht. Besonders der letztere erscheint als Mann von Format, der die überlieferten Lehren selbständig durchdacht und gestaltet hat und seine Darstellung mit zahlreichen klinischen Beobachtungen untermauert.

Es ist Flashar gelungen, den antiken Melancholiebegriff in der ganzen Komplexität und Differenzierung, die die historische Entwicklung ihm verlieh, darzustellen. Seine Aussagen sind durchwegs gut belegt; vor interessanten, aber ungenügend fundierten Spekulationen hütet er sich. (Daß da und dort auch andere Interpretationen und Akzentsetzungen möglich sind, versteht sich von selbst). Zudem hält es Flashar nicht unter seiner Würde, klar und verständlich zu schreiben. All dies verleiht seiner Studie eine Zuverlässigkeit, die man leider gerade im Bereich der sogenannten Problemgeschichte nur zu oft vermißt.

H. Koelbing

10. HANS JENZER, *Dr. med. Johann Friedrich von Herrenschwand, ein Berner Arzt im 18. Jahrhundert.* 266 Seiten. Francke, Bern 1967. Fr. 29.–.

Der Autor, Spezialist für innere Medizin und Privatdozent für Geschichte der Medizin in Bern, hat mit großer Sorgfalt alles, was sich in Büchern, Akten, Briefen und anderen Schriften über J. F. v. Herrenschwand (1715–1798) finden ließ, durch-

gearbeitet und legt als Ergebnis seiner Studien eine aufs beste dokumentierte Biographie dieses vergessenen Schweizer Arztes vor. J. F. v. Herrenschwand war ein weltoffener, weitgereister Mann und tüchtiger Arzt, der in seinem kosmopolitischen Jahrhundert internationales Ansehen genoß. Der äußere Höhepunkt seiner Laufbahn war seine Tätigkeit als Leibarzt des letzten polnischen Königs, Stanislas August, in den Jahren 1766–1768. Dieser kurze Abschnitt seines Lebens nimmt dann auch in Jenzers Darstellung mit Recht den verhältnismäßig breitesten Raum ein (100 Seiten); er behandelt ihn im 2. Kapitel gleich nach der kurzen «Lebensbeschreibung», mit der das Werk beginnt.

Am Anfang des großen Polen-Kapitels gibt Jenzer eine kurze Schilderung der polnischen Verhältnisse, aus der mancher Leser wohl zum erstenmal etwas von den Verdiensten Stanislas Augusts um das kulturelle Leben seines Landes erfährt. v. Herrenschwand hatte Teil an diesen Bestrebungen, indem er ein großes Projekt für eine medizinisch-ökonomische Akademie ausarbeitete. Diese Akademie sollte sowohl medizinisch wie chirurgisch geschulte Allgemeinpraktiker für das weite Land ausbilden. Das Konzept entspricht durchaus dem Geist der Aufklärung, der auf das Wohl der Völker und auf die Überwindung alter Vorurteile (wie die Geringschätzung der Chirurgie) gerichtet war; trotzdem hat Jenzer gewiß Recht mit seiner Auffassung, daß von Herrenschwands Warschauer Akademie etwas Neuartiges und Bahnbrechendes hätte sein können – wenn sie nur wirklich gegründet worden wäre. Doch Stanislas August hatte dringendere Sorgen.

Das 3. Kapitel ist für den Medizinhistoriker besonders interessant: es behandelt die Beziehungen von Herrenschwands zu Albrecht von Haller. v. Herrenschwand, der von 1747 bis 1755 in Paris lebte (seit 1750 als Arzt des Schweizer Garderegimentes), vermittelte geschickt in einem Gelehrtenstreit zwischen Haller und Senac. In seinen letzten Lebensjahren (1775–1777) holte der kranke Haller unter anderem auch bei v. Herrenschwand ärztlichen Rat, ohne diesen jedoch zu befolgen. Ein eindruckliches Beispiel dafür, wie undankbar es sein kann, berühmten Kollegen raten zu müssen!

Es folgt eine ausführliche Analyse des wissenschaftlichen Werkes v. Herrenschwands. Dieses besteht in einer Dissertation über Quecksilber, einem mit viel Geheimniskrämerei propagierten Bandwurmmittel (das Filix mas enthielt), einem mittelmäßigen Lehrbuch und der Mitarbeit in gelehrten Gesellschaften. Jenzer kommt zum Schluß, v. Herrenschwand sei kein Wissenschaftler gewesen; um dies zu begründen, hätte es nicht des Aufwandes von 60 Seiten bedurft.

Zwei kürzere Kapitel befassen sich mit einigen diplomatischen Missionen, die v. Herrenschwand – als Amateur sozusagen – übernahm, und mit seinem Verhältnis zu der stolzen Stadt Bern, die den angesehenen Mann nur zögernd in ihr Bürgerrecht aufnahm.

Mit einer im ganzen gut ausgewogenen «zusammenfassenden Würdigung» schließt Jenzer seine Biographie; es folgen noch Literatur- und Bilderverzeichnis sowie ein Namenregister.

Der Gesamteindruck: Johann Friedrich v. Herrenschwand war keine historisch bedeutende Persönlichkeit, weder als Mediziner noch unter dem Gesichtspunkt der Schweizergeschichte. Trotzdem hat dieser Arzt nun eine Biographie bekommen, die im Umfang der Virchow-Biographie von Ackerknecht entspricht. Offensichtlich hat sich Jenzer von der Begeisterung für seinen kleinen Helden hinreißen lassen und das zutage geförderte Tatsachenmaterial in allzu großem Umfang, ohne genügende Auslese und Straffung, in sein Buch aufgenommen. Wer sich jedoch eingehend mit der schweizerischen (oder polnischen) Medizin- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts befaßt oder wer bei irgendwelchen Spezialforschungen auf den vielseitigen Murtener Arzt stößt, der wird Jenzers Buch mit Gewinn konsultieren und ihm für seine große Arbeit Dank wissen.

H. M. Koelbing

11. WOLFGANG KLOPPE, *Medizinhistorische Miniaturen. Realismus und Idealismus in Medizin und Naturphilosophie, dargestellt an typischen Persönlichkeiten und Ideologien*. 208 Seiten. Ohne Verlag. Gedruckt in Mannheim 1966.

Der Berliner Arzt Kloppe hat seine Zeitschriftenaufsätze zu einem Band vereinigt, der dank der Unterstützung durch die Firma C. F. Boehringer und Söhne in Mannheim sehr hübsch ausgestattet werden konnte. Bruno Kröll hat in Kloppe's Texten zahlreiche Motive für seine Rötelzeichnungen entdeckt; so sieht man etwa auf S. 131 über der staunenden Bevölkerung von Weimar eine Montgolfière aufsteigen – Illustration zum Aufsatz «Virchows Rede über Goethe als Naturforscher». Der Untertitel charakterisiert eigentlich nicht das Buch – es ist keine geschlossene Darstellung oder in sich zusammenhängende Analyse der angedeuteten Problematik – sondern bloß das Interesse, das den Verfasser bei der Auswahl seiner Themen leitete: die Polarität zwischen Anschauung und Spekulation, zwischen Materie und Geist, und die Versuche, diese Polarität denkend zu bewältigen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus schreibt Kloppe unter anderem über Hufeland, K. E. von Baer, Schiller, Goethe (anhand von Virchows Goethe-Rede), Schopenhauer und den zeitgenössischen Philosophen Eduard May. Die historischen Beiträge erschließen weder neue Fakten noch neue Einsichten, aber sie rufen manches, was wenig bekannt ist, in Erinnerung.

H. M. Koelbing

12. LUDWIG EDELSTEIN, *Der hippokratische Eid*. Mit einem forschungsgeschichtlichen Nachwort von HANS DILLER. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart 1969.

LUDWIG EDELSTEIN, einer der hervorragendsten Historiker-Philologen der Medizingeschichte des Altertums, gab 1943 die Resultate seiner Forschungen über den «Hippokratischen Eid» in der Studie *The Hippocratic Oath* heraus, die Aufsehen erregte und bei vielseitiger Zustimmung nicht unwidersprochen blieb. Seine Darstellung ist so bedeutend, daß es berechtigt erscheint, sie ein Vierteljahrhundert später nochmals herauszugeben. – Edelstein sind bei dem vielumstrittenen Thema des hippokratischen Eides zwei Dinge gelungen, die von der Medizin-

geschichte auch heute im wesentlichen anerkannt werden: erstens die zeitliche Fixierung und zweitens die Festlegung auf eine ganz bestimmte Lebenshaltung des Verfassers.

In zeitlicher Hinsicht schwankte die Datierung des hippokratischen Eides unter den Fachgelehrten zwischen dem 6. Jahrhundert vor und dem 1. Jahrhundert nach Christi Geburt. Darüber scheint heute völlige Einigkeit zu herrschen, daß die Schrift mit Hippokrates nichts zu tun hat. Edelstein setzt die Entstehungszeit der Schrift in die zweite Hälfte (KUDLIEN eher in den Anfang) des 4. Jahrhunderts.

Edelstein gelangt auf Grund seiner Inhaltsanalyse zu der Auffassung, der hippokratische Eid enthalte so viele Elemente pythagoräischer Philosophie und Lebenshaltung, daß die Schrift nur von einem pythagoräischen Arzt verfaßt sein könne. In der pythagoräischen Medizin steht die Diätetik an erster Stelle, die «Pharmakologie» an zweiter und die Chirurgie wird abgelehnt. Die Verpflichtung des in die Praxis eintretenden Arztes dem Lehrer und seinen Nachkommen gegenüber kann sehr wohl Ausfluß einer pythagoräischen Tradition sein. Die Pythagoräer betrachteten sich als Brüder, ihre Hilfsbereitschaft war im Altertum allgemein bekannt. Pythagoräisch ist auch die Verpflichtung zur Bewahrung des Patienten vor Schaden und des Verbotes der Verabreichung eines tödlichen Medikamentes (auf Verlangen bei beabsichtigtem Selbstmord) oder des Abortes an einer schwangeren Frau. Die Pythagoräer waren allgemein gegen Gewaltanwendung (Chirurgie), für Frieden und Hilfsbereitschaft auf religiöser Grundlage (sie waren die Quäker des Altertums). Sie waren für Reinheit und Heiligkeit im Leben und besonders in ihrer ärztlichen Kunst.

Man darf wohl auf Grund der Analyse des hippokratischen Eides durch Edelstein sagen: auch wenn die pythagoräische Herkunft des hippokratischen Eides vielleicht nie mit voller Sicherheit nachgewiesen werden kann, solange wir nicht über reichlichere Quellen des Pythagoräismus verfügen, daß der hippokratische Eid, so wie er uns überliefert ist, in keinem wesentlichen Punkt seiner Vorschriften der Lebenshaltung eines Pythagoräers und Arztes des 4. Jahrhunderts widerspricht. Wenn Kudlien im Nachwort von DILLER die Auffassung vertritt, daß die ethischen Forderungen des hippokratischen Eides sich auch bei Angehörigen anderer religiöser oder beruflicher Gemeinschaften finden könnten, so hat die in über zweihundert Anmerkungen quellenmäßig belegte Ansicht Edelsteins von der pythagoräischen Herkunft des hippokratischen Eides (der auch H. E. Sigerist zustimmte) den großen Vorteil einer konkreten Begründung für sich, soweit es unsere mangelhafte Kenntnis des Pythagoräismus erlaubt.

Das kleine Buch über den hippokratischen Eid, das im Nachwort mit einem sehr gedrängten Ausblick auf seine Rolle bis auf unsere Zeit abschließt und uns ein gewichtiges Dokument der «Lebendigen Antike» vermittelt, kann Ärzten und Laien empfohlen werden, welchen die Berufsethik des Arztes (mit Einschluß der Schweigepflicht) ein ernstes Anliegen bedeutet.

H. Fischer